

Über postmoderne Soziale Arbeit

Systemisch-konstruktivistisch aufgeklärt und erkenntnistheoretisch angeleitet

Sozialarbeiter, die mit der Verwaltung, Bewirtschaftung und praktischen Auseinandersetzung mit den prekären Lebensverhältnissen ihrer Klienten befasst sind, benötigen „*Theorien zur Reflexion der Praxis*“. Das behauptet der Sozialarbeitswissenschaftler *Heiko Kleve* in seinem Lehrbuch „*Konstruktivismus und Soziale Arbeit*“¹ und stellt „*die zentrale These dieses Buches*“ vor, nämlich

„*dass der systemtheoretisch fundierte Konstruktivismus in seinen verschiedenen Spielarten, die der Biologie, der Soziologie, der Kommunikationstheorie oder der Kybernetik entstammen, eine derartige postmoderne Reflexionstheorie bietet.*“²

Dieser „*systemtheoretisch fundierte Konstruktivismus*“ ist philosophischer Natur, eine Erkenntnistheorie. Dass sich Sozialarbeiter „*mit selbstreferentiellen Problemen auseinandersetzen müssen*“ steht für *Kleve* fest, und deshalb führt er mit seinem Buch „*in die Grundlagen des systemtheoretischen Konstruktivismus ein.*“³ Dabei geht es der konstruktivistischen Erkenntnistheorie und damit *Kleves* Einführung aber nicht darum, bei der Sozialarbeit Fehler zu vermeiden, um diese Arbeit dann korrekt auszuführen, sondern *Kleve* geht es darum, die Objektivität des Wissens zu bestreiten. Zu diesem Zweck sollen die Sozialarbeiter sich in Selbstreferenz üben, um ihr Beobachtungsdefizit abzarbeiten, das im „*Glauben*“ bestünde, es gebe Objektivität und Wahrheit:

„*Auch Sozialarbeiter sind nicht nur im Interesse ihrer Klienten aufgefordert, verstärkt sich selbst zu beobachten und eigene Theorien und Praktiken kritisch zu hinterfragen, die zu dem Glauben verführen, die Gesellschaft bzw. die Psyche des Menschen objektiv erfassen zu können.*“⁴

Der Sozialarbeitswissenschaftler weiß also genau, was das eigentliche, latente, durch Selbstbeobachtung zu erkennende Interesse der Sozialarbeiter ist, das sie angeblich mit dem ihrer Klienten teilen: ihre, durch welche Theorien auch immer geleitete Praxis „*kritisch zu hinterfragen*“ und bei diesem Hinterfragen dann unweigerlich auf die systemtheoretisch-konstruktivistische, erkenntnistheoretisch-skeptische Einsicht zu stoßen, dass alles seine zwei einander entgegengesetzten Seiten, mithin keine Objektivität besitzt. Objektivität ist für *Kleve* ein zu hinterfragender Glaubensinhalt. Stattdessen sollen die in der Sozialarbeit

¹ Heiko Kleve, *Konstruktivismus und Soziale Arbeit, Einführung in die Grundlagen der systemisch-konstruktivistischen Theorie und Praxis*, 4., durchgesehene Auflage 2010, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften. Die Seitenangaben der Zitate beziehen sich, wenn nicht anders vermerkt, auf dieses Buch.

² S. 22

³ Ebd.

⁴ Ebd.

Beschäftigten lieber an die Selbstreferenz und deren Ergebnisse glauben, folglich an Kleves Grundlagen, die er von *Paul Watzlawick*, *Heinz von Foerster*, *Gregory Bateson* und *Niklas Luhmann* übernommen hat. Denn objektives Wissen wird weder von diesen „*Riesen des Konstruktivismus*“⁵ noch von *Kleve* weitergegeben. Die bestimmten Gründe, warum bei der Sozialen Arbeit Mängel auftreten, interessieren den so kritisch daherkommenden, philosophierenden *Kleve* überhaupt nicht, weil es für ihn gar keine Gründe, folglich keine „*Form der reduktionistischen Analyse*“⁶ mehr gibt. Alles könnte anders sein, einen anderen Grund und Zweck haben, ob sowohl Gegenstände als auch Subjekte mit sich selbst übereinstimmen, ist mindestens fraglich, eher ganz unwahrscheinlich. Psychische Systeme erfreuen sich ihrer Nichtidentität = Schizophrenie. Mehr noch: Von der Amöbe bis zur Zentralheizung sind alle Dinge von ihrer inneren Gliederung her selbstreferentiell, zirkulär und widersprüchlich. Denn ihr erster und letzter Grund - ein Grund, an dem die Bekämpfer und Hinterfrager jeder bestimmten Begründung festhalten – von dem ihre formale, widersinnige Struktur abgeleitet ist und der zum Sinn von allem erklärt wird, ist:

„*Selbstreferenz als Kern konstruktivistischen Denkens*“.⁷

Diese Behauptung verhält sich passgenau zu einer anderen, die von *Luhmann* stammt:

„*Die Letztfundierung in einem Paradox gilt als eines der zentralen Merkmale postmodernen Denkens. Die Paradoxie ist die Orthodoxie unserer Zeit.*“⁸

Damit hat der gepriesene Soziologe, der wie die Konstruktivisten und die französischen Differenzdenker jenseits von Wahrheit und Falschheit „argumentiert“, ausnahmsweise etwas Wahres gesagt, weil der in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften durchgesetzten postmodernen Rechtgläubigkeit der methodische Widerspruch zugrunde liegt. Das Schöne daran ist für Differenztheoretiker: Weil alles und jedes strukturell es selbst und seine eigene Negation, sein Gegenteil ist, ist es gegen jede Kritik immunisiert und gerechtfertigt. Der zum absurden Prinzip gemachte Selbstwiderspruch steckt in jeder Selbstreferenz. Paradoxie, Selbstreferenz und Differenz sind dafür nur verschiedene Namen. Alle Sachverhalte, die wir wissen, sind für Konstruktivisten nur willkürliche und zufällige Konstruktionen, bei denen wir uns negativ auf uns selbst beziehen. Eine objektive Wirklichkeit gibt es für sie nicht; sie zu behaupten ist für sie eine rein subjektive bzw. soziale Konvention. Mit *Watzlawick* ist *Kleve* einer Meinung, wenn er ihn zitiert:

„*'Die Spaltung der Welt in Gegensatzpaare' (wird) 'vom erlebenden Subjekt konstruiert'*“⁹

Ergänze: Wenn es sich selbst erlebt. Natürlich ist der systemische Konstruktivismus selber auch eine willkürliche, zufällige und bodenlose Konstruktion, eine komplexitätsgünstige, rein subjektive, konventionelle Erfindung. Logischerweise gilt deshalb:

„*Der Konstruktivismus kann also nicht davon ausgehen, dass das, was er formuliert, richtig oder wahr ist. Im Sinne des Konstruktivismus bleiben Fragen nach objektiver Richtigkeit und Wahrheit unbeantwortbare Fragen.*“¹⁰

Gefordert ist vom Leser also kein Begreifen, weil es ja angeblich nichts mehr zum

⁵ S. 12

⁶ S. 16

⁷ S. 17

⁸ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2. Teilbd., Frankfurt am Main, stw 1360, 1. Aufl. 1998, S. 1144

⁹ S. 18

¹⁰ Ebd.

Begreifen gibt und das Bestehen darauf, den Begriff einer Sache zu erschließen, glatt in Kritik ausarten könnte, sondern ein gläubiges Nachvollziehen von Kleves Metatheorie bzw. Metaerzählung der Sozialarbeit.-

Die systemtheoretisch-konstruktivistische Selbstreferenz hat mit der Selbstreflexion des Subjekts der klassischen deutschen Philosophie nur sehr wenig zu tun, denn sie ist dessen verkrüppelte Form. Zwar führt jede Selbstreflexion auf einen Selbstwiderspruch, weil das Subjekt sich zum Objekt macht, wenn es sich auf sich selbst bezieht. Aber hier hört die Übereinstimmung von Selbstreferenz und Selbstreflexion auf. Denn das klassische Subjekt weiß, dass es selbst das ist, was es sich entgegensetzt, nämlich sich selbst. Dieses Verhältnis ist die ganz abstrakte Identität des Subjekts mit sich selber. Jeder, der ich sagt, behauptet sie. Diese Identität hat das postmoderne Denken gestrichen und durch ein vielfältig gespaltenes Ich, eine verordnete Dauerschizophrenie ersetzt. Das heißt: Die postmoderne Selbstreferenz besitzt paradox kein Selbst, ist also keine. Das aber stimmt mit ihrer Eigenlogik überein, derzufolge alles es selbst und seine Negation ist.-

Alles ist es selbst und sein Gegensatz, weil die postmodernen Denker den von der Identität gereinigten Selbstwiderspruch der Selbstreflexion des vormaligen Subjekts, das heute psychisches System heißt, auf ihre sämtlichen Konstruktionen als Selbstreferenz übertragen haben. Bei diesen Konstruktionen beziehen sich die psychischen Systeme und die Kommunikationssysteme ausschließlich auf sich selbst, denn eine wirkliche Welt gibt es für sie nicht. Was sie konstruieren ist selbstreferentielle Selbstkonstruktion bzw. Selbstproduktion und -reproduktion, Autopoiesis (*Maturana*). Dabei ist Kleve etwas aufgefallen:

„Im Gefolge des konstruktivistischen Ansatzes können lange verschüttete und von der abendländischen Wissenschaft nicht ernstgenommene mystische Anschauungen wieder relevant werden“ (...) „Wesentliche Aussagen des Zen-Buddhismus etwa“ (...) „lassen sich meines Erachtens als eminent konstruktivistisch verstehen. Auch im buddhistischen Sinne ist die Trennung von erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt, welche unsere Wahrnehmung bei jedem Erkennen vollzieht, eine (psychische) Konstruktion.“¹¹

Der Sozialarbeitswissenschaftler hat nämlich gemerkt, dass Zen und Konstruktivismus in ihrer weltabgewandten Kontemplation übereinstimmen. Da pflichten wir ihm bei, denn seine Lehre trägt in der Tat mystische Züge. Das wird noch deutlicher, wenn er zustimmend *Alan W. Watts* zitiert:

„'Denn ich bin, was ich weiß; was ich weiß bin ich. Die Wahrnehmung eines Hauses auf der anderen Straßenseite oder eines Sternes im weiten Raum ist nicht weniger 'ICH' als ein Jucken meiner Fußsohle oder eine Idee in meinem Kopf' „.¹²

Die Wahrnehmung eines Hauses oder eines Sternes ist also unterschiedslos identisch mit der inneren Wahrnehmung des Selbsts eines psychischen oder eines Kommunikationssystems. Indem systemimmanent ein Himmelskörper wahrgenommen wird, nimmt das jeweilige System sich selber wahr. Wenn aber Watts 'ICH' und sein durch Innenschau konstruierter Gegenstand, z. B. jenes Haus dasselbe sind, entfällt die Untersuchung dieses Hauses und damit z.B. die Wissenschaft der Architektur. Denn man braucht nicht mehr zu wissen, um was für ein Gebäude es sich handelt, was sein Grundriss ist und wie es um seine Statik bestellt ist, wenn man es schon selber ist. Der

¹¹ Ebd.

¹² Ebd.

Unterschied von 'ICH' und Haus ist eingezogen und damit ist der Konstruktivismus wieder bei der ganz abstrakten Identität des Ich angekommen, die er zuvor vehement bestritten hatte und nicht voraussetzen wollte.

Damit kommen wir zu einer weiteren Differenz von Selbstreflexion und Selbstreferenz. Bei der Selbstreflexion bezieht sich das Ich auf sich selber. Es unterscheidet sich von sich und behauptet die Identität dieser seiner Momente. Anders bei der Selbstreferenz. Das psychische System setzt sich dabei nicht in einen Gegensatz zu sich selbst, sondern in einen Gegensatz zu einem bestimmten, ganz anderen Gegenstand, z. B. zu jenem Haus und behauptet dann die Identität beider. Wobei die Frage ist, woher das konstruktivistisch-systemtheoretische psychische System in seiner operativen Abgeschlossenheit bzw. inneren Selbstversenkung jenes Haus oder jenen Stern genommen hat. Entweder sind diese Bestimmungen in ihm wie bei der Leibnizischen fensterlosen Monade „als Blasen“ aufgestiegen¹³ oder es hat sie der bestrittenen Außenwelt entnommen und auf seine abgeschlossene Innenwelt übertragen. Wobei die Außenwelt auch eine konstruktivistische, systemimmanente Erfindung ist, denn irgendwoher müssen Verstörungen, Irritationen und Perturbationen eines Systems ja kommen. Außerdem kann dann der systemtheoretisch-konstruktivistische Meta-Erzähler theoretische Figuren wie Selbstreferenz und Autopoiesis der erfundenen Außenwelt entnehmen und als „empirisch“ deklarieren.

Wenn also Kleves Lehrbuch „die Aufgaben einer konstruktivistisch aufgeklärten, einer postmodernen Sozialen Arbeit“¹⁴ thematisiert, beschäftigt es sich mit Glaubensfragen und betreibt Gegenaufklärung und Pseudowissenschaft. Nach all dem „Post-dies, Post-das“ (Lyotard) der fortschrittlichen Wissenschaftstheorie haben wir für die gesamte, nach Millionen zählende ökonomisch-gesellschaftliche Versagerfront nun auch noch eine postmoderne Soziale Arbeit. Sie ersetzt die unterfinanzierte, schlechte Wirklichkeit der Sozialarbeit und ihre wirtschaftsfreundliche Moderation und Verwaltung durch die konstruktivistische Erfindung ihrer kritikresistenten, positiven Realität.

Die Methode Kleves bezieht sich getrennt von der Wirklichkeit, also ohne Inhalt, auf die von ihr selbst produzierten Gegenstände, den von ihr selbst erzeugten Inhalt und damit auf sich selbst und nichts anderes. In diesem jenseitigen Zirkel dreht sie sich ohne Unterlaß um sich selbst. Aber bekanntlich sind nachgewiesene Widersprüche und Zirkel für aufrechte systemtheoretische Konstruktivisten keine Einwände, die sie gelten lassen, da sie meinen, sich in einem antilogischen Diskurs zu befinden. Das heißt: Auf diese Zirkel und Widersprüche kommt es ihnen ja gerade an, um in aller Freiheit selbstreferentiell ihre eigenen bestimmten Gegensätze produktiv konstruieren zu können. Zumal wenn diese Einwände aus der Sicht von Systemdenkern von pathologischen Normabweichlern, intoleranten Kritikastern und notorischen Querulanten kommen, die einem angeblich völlig überholten, naiven oder gar metaphysischen Realismus bzw. Repräsentationalismus das Wort reden und von konstruktivistischer Selbstoptimierung nichts halten. Dass diese angeblich naiven Realisten ihre systemtheoretisch-konstruktivistischen Kritiker kritisieren, ist für letztere der Skandal. Ihre Devise lautet: Sich um diese Gegenkritik gar nicht kümmern, sie noch nicht mal ignorieren, sie einfach stillschweigend unter den Teppich kehren.

¹³ Vgl. Hegels Leibniz-Kritik in G.W.F. Hegel, Werke in 20 Bänden, Bd. 6 (Wissenschaft der Logik II), Frankfurt am Main 1969, Theorie Werkausgabe Suhrkamp, S. 20 f.

¹⁴ S. 12

Nun könnten sich nicht philosophierende Sozialarbeiter und Studenten der Sozialarbeit, für die die systemisch-konstruktivistische Theorie bis dato ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist, fragen,

„...was eine philosophische Erkenntnistheorie“ (...) „ein interdisziplinär angelegtes Erkenntnisprogramm wie der Konstruktivismus mit der Sozialen Arbeit gemein hat. Sozialarbeiter handeln doch ganz konkret und praktisch, so dass philosophische Fragen professionelle Helfer nicht interessieren werden. Und obwohl dies in vielen Fällen sicher zutrifft, postuliere ich in diesem Buch das Gegenteil“¹⁵,

sagt Kleve. Der Mann weiß also, dass viele angehende und fertig ausgebildete Sozialarbeiter sich für seine Metatheorie nicht interessieren. Und das brauchen sie auch überhaupt nicht.¹⁶ Denn die Praktiker der Sozialarbeit verrichten eine ausgezeichnete Arbeit, ganz ohne Erkenntnistheorie. Wenn dabei Mängel festgestellt und Fehler gemacht werden, liegt das an der Überforderung der Beschäftigten, weil Personal eingespart wird und/oder Nicht- oder Schlechtausgebildete eingestellt werden. Im staatlich betreuten Sozialbereich wird kein Wachstum erzeugt. Deshalb werden immer mehr Einrichtungen privatisiert, um Kosten für das Gemeinwesen einzusparen. Private Einrichtungen arbeiten dann profitorientiert zu Lasten z. B. der Pflegebedürftigen bzw. von deren Angehörigen.- Von der Sache her hat also die Soziale Arbeit mit dem konstruktivistischen Erkenntnisprogramm nichts gemein. Genau dies will Kleve ändern und fordert deshalb das Interesse der Studenten und professionellen Helfer für dieses Erkenntnisprogramm ein. In der Forderung steckt der Vorwurf, den Sozialarbeitern fehle bei ihrer Tätigkeit die konstruktivistisch-systemtheoretische Selbstreflexion, von der wir bereits wissen, dass sie eine ohne Selbst ist. Kleve möchte also verhindern, dass die praktisch Tätigen systemisch unreflektiert ihrer oft schweren Arbeit nachgehen und sie von der „regierenden Unterkomplexität“ (Sloterdijk) befreien, die ja laut Peter Fuchs besonders im Osten verbreitet ist: „Man ersparte sich ein hohes Maß an Selbstreflexion“¹⁷, im schönen Mecklenburg-Vorpommern nämlich, wo Fuchs in Neubrandenburg lehren durfte und diese Erfahrung gemacht haben will.-

Bestimmte Gründe gibt es für Kleve nicht mehr, aber stattdessen jenseitige „Grundannahmen“, die er so vorstellt, als ob sie zur Sache, der Sozialarbeit, gehörten, was nicht der Fall ist:

„Erkenntnistheoretische Reflexionen, zumal wenn sie konstruktivistischen Zuschnitts sind, haben das Potential, Praktiker auf viele bisher kaum bewusste Grundannahmen hinzuweisen, welche die unmittelbare Arbeit keineswegs nur am Rande tangieren.“¹⁸

Dann spricht Kleve von den Problemen der Sozialen Arbeit, „die in ihrer Komplexität und Undurchschaubarkeit häufig unsere Erkenntnisfähigkeit überfordern.“ Was ist gegen diese vermeintliche Überforderung zu tun? Kleve weiß Rat: Wir sollten

„einen Moment innehalten und unser Tun und Denken reflektieren, also bewusst einmal beobachten, wie wir in der Praxis die sozialen Probleme der Klienten zu erkennen pflegen. Und insbesondere bei einem derartigen Unterfangen, das nicht zuletzt in der Supervision

¹⁵ S. 15

¹⁶ Es sei denn, sie müssten bei ihm oder einem anderen systemtheoretischen Konstruktivisten Examen machen. Dann hätten sie allerdings das, was wir hier kritisieren, positiv und konstruktiv in der Prüfung darzustellen, um mit „Sehr gut“ zu bestehen.

¹⁷ Peter Fuchs, Westöstlicher Divan, Zweischneidige Beobachtungen, Frankfurt am Main 1995 (Erstausgabe), es 1953, S. 61

¹⁸ S. 15

*stattfinden kann, ist konstruktivistisches Denken sehr hilfreich.“*¹⁹

Weil nämlich *Kleve* der Auffassung ist, dass seine selbstreferentielle Methode eine viel bessere Weise ist, „*die sozialen Probleme der Klienten zu erkennen*“ als andere Methoden. Es geht hier nur um Methoden, das verschiedene Wie, nie um die Sache, das Was. Dabei bleibt rätselhaft, wieso psychische Systeme, deren Selbstreferenz ohne Selbst vor sich geht, bewusst sollen beobachten können. Offenbar hat *Kleve* völlig den blinden Fleck²⁰ vergessen. Nach *Heideggers* Seins- und *Derridas* Differenz- haben wir nun auch noch eine Blindheitsvergessenheit.- Die selbstreferentielle Methode „*ersetzt also die Was-Fragen durch Wie-Fragen*“ und es geht ihr

„*darum, wie Sozialarbeiter, soziale Organisationen und das gesellschaftliche System Soziale Arbeit ihre Erkenntnisse von den Klienten und deren Problemen erzeugen.*“²¹

Dazu beziehen sie sich blind auf die Paradoxie, nach *Luhmann*: auf eine Seite der Paradoxie, die sie selber sind und produzieren, so blind ihre verschiedenen bestimmten Gegenstände: ein Haus, einen Stern, die Erkenntnis der Probleme ihrer Klienten. Diese absurde, idealistische Selbstproduktion ihrer bestimmten Gegenstände und damit ihrer selbst ist für die systemtheoretisch-konstruktivistische, selbstreferentielle Methode der erkenntnistheoretischen Weisheit letzter Schluss und der Grund, an ihre eigene Überlegenheit zu glauben. Die jenseitige, weil von allem Wirklichen getrennte Selbstreferenz, die eine inhaltsleere Paradoxie ist, ist der systemtheoretisch-konstruktivistische Sinn von allem. Denn diesem reinen Abstraktum, einem bestimmungslosen, unmittelbaren Gegenstand des Denkens, dem man mit der behaupteten operativen Geschlossenheit des Systems sämtliche Bestimmtheiten weggenommen hat und der deshalb keinen Inhalt besitzt, einen eigenen Wert zusprechen, heißt: ihm einen jenseitigen Sinn verleihen. –

Dabei ist die Totalabstraktion, die diesem Weiß-Warum, trotz aller Beteuerungen empirisch vorzugehen, vorausgeht, längst von Philosophen korrekt kritisiert worden:

Erstens: „*In der Tat ist die Philosophie eben diese Lehre, den Menschen von einer unendlichen Menge endlicher Zwecke und Absichten zu befreien und ihn dagegen gleichgültig zu machen, so daß es ihm allerdings dasselbe sei, ob solche Sachen sind oder nicht sind.*“²²

Die zweite Variante braucht weniger Worte: „*So vieler Menschen Theorien ich schon vernahm, niemand dringt zu der Erkenntnis durch, daß die Weisheit von allem getrennt ist.*“²³

Wenn nun ein Sozialarbeiter gläubig und folgsam die Thesen der Meta-Erzählung *Kleves* anwendet, dann ersetzt er Was-Fragen durch Wie-Fragen. Er kümmert sich also nicht mehr darum, in was für Nöten sein Klient steckt, sondern macht sich Gedanken darüber, wie eine Erkenntnis über dessen Situation allererst zu erzeugen wäre. In akuten Notfällen, die geistesgegenwärtiges, sofortiges Handeln verlangen, dürfte sich diese Methode besonders gut bewähren. Der systemtheoretisch gebildete Sozialarbeiter entnimmt z. B. zunächst seinem Endloschizont möglicher (also nicht wirklicher) Gegensatzpaare (einander ausschließender Diskurse, Double-Binds, Paradoxien, Differenzen,

¹⁹ S. 15 f.

²⁰ Vgl. dessen Definition auf S. 159

²¹ S. 16

²² G.W.F. Hegel, Werke 8 (Enzyklopädie I), Frankfurt am Main 1981, Theorie Werkausgabe Suhrkamp, S. 189 (§ 88)

²³ Heraklit, Fragment 46, Zählung Diels: 108, in: Wilhelm Nestle, Die Vorsokratiker, Stuttgart/Hamburg o. J., S. 107

Unterscheidungen) die Differenz Problem versus kein Problem. Wie nun entparadoxieren? In den meisten Fällen ist es am besten, die Misere des Klienten mit „kein Problem“ zu bezeichnen. Wenn alles seine positive und seine negative Seite hat, beobachtet man als Systemtheoretiker die positive, weil dabei eine Mehrheit der Anschlüsse zu erwarten ist und diese Sichtweise den eigenen Opportunismus fördert. Der im positiven Denken geschulte systemtheoretische Konstruktivist macht sich eine Paradoxie zunutze, die im Wort „positiv“ enthalten ist und die Adorno seinerzeit kritisiert hat:

*„Zum Verdienst einer Sache wird es bereits, überhaupt da zu sein, im Schutz des Doppelsinns von positiv: daseiend, gegeben; und bejahenswert.“*²⁴

Kleves Lehrbuch der postmodernen Sozialen Arbeit ist für Leute nützlich, die Negatives vermittle ihrer Selbstreferenz positiv sehen, es in eine willkürliche, positive Ordnung bringen, sozusagen die Brille wechseln wollen. Wenn z. B. ein bedauernswerter, pflegebedürftiger, dementer Opa im Seniorenheim mit seiner Kacke ein tachistisches Bild auf die weißgetünchte Rauhfasertapete seiner Zimmerwand gekleckst hat, muss dieses Vorkommnis, das die Erkenntnisfähigkeit der pflegenden Praktikerinnen sicher nicht überfordert, keineswegs negativ bewertet werden. Denn erstens fand hier eine Beobachtung erster Ordnung statt: Der Opa war ganz positiv bei dem, was er abgeführt hatte, aber nicht bei sich selbst, weil er systemtheoretisch: der unbeobachtbare Parasit seines Tuns war. Und zweitens gibt es für die unterbezahlten, pflegenden Beobachterinnen zweiter Ordnung, die die schöne Bescherung sehen, zu ihrer Freude gar kein Problem, wenn es nicht als solches bezeichnet wird. Denn Kleve ist mit Wiesner und Willutzki einer Meinung, wenn er einen Lehrsatz der beiden Autoren zitiert, nämlich

*„dass 'das Fehlen einer Kommunikation über das Thema Problem das Nicht-Existieren eines Problems' bedeutet“.*²⁵

Nichts spricht gegen die Auffassung, diese Meinung sei so einfach und verkehrt wie zynisch. Selbstverständlich wäre Kleve über einen solchen Vorwurf erhaben. Schließlich muss er ja auch nicht demente Hochbetagte für kleines Geld aus ihrer Scheiße ziehen. -

Der zitierte Lehrsatz lässt sich vielfältig anwenden, z. B.: Die Not von Harz IV-Empfängern ist gar kein Problem, wenn deren Lage nicht mit Problem bezeichnet wird. Oder: Die Geldklemme vieler Kommunen ist gar kein Problem, wenn sie nicht als solches besprochen wird. Auf diese Weise werden zwar keine Probleme gelöst, aber optimal gepflegt²⁶, weil diese Pflege Staat, Wirtschaft und Gesellschaft nichts kostet, was die Politik freut. –

Wer die negative Brille ab- und die positive aufgesetzt hat, gibt die unerwünschte Sichtweise: *„Life's a piece of shit, when you look at it“* auf und wählt eine optimistische

²⁴ Theodor W. Adorno, Jargon der Eigentlichkeit, Zur deutschen Ideologie, Frankfurt am Main 1964 (1. Aufl.), edition suhrkamp 91, S. 21

²⁵ S. 32

²⁶ Ganz im Sinne des deutschen Star-Soziologen Luhmann, dem es niemals darum ging, Probleme zu lösen, weder theoretische noch praktische, sondern sie kostengünstig zu pflegen. Er werde, so erinnert sich Hans Ulrich Gumbrecht, nie vergessen, als „Niklas Luhmann im März 1987 bei einer Rede anlässlich der Einweihung des ersten Geisteswissenschaftlichen Graduiertenkollegs in Deutschland“ (...) „vor verdutzten Ministern“ (...) „und einem noch verdutzteren Präsidenten der deutschen Forschungsgemeinschaft, aber begeisterten Kollegiaten, empfahl, nur ja nie Lösungen für ihre intellektuellen Probleme zu finden, sondern Probleme zu identifizieren, zu hegen und zu pflegen und zu hätscheln.“ Wolfram Burckhardt (Hrsg.), Luhmann Lektüren, Berlin 2010 (Kulturverlag Kadmos), S. 75 f. (Hans Ulrich Gumbrecht, „Alteuropa“ und „Der Soziologe“, Wie verhält sich Niklas Luhmanns Theorie zur Philosophischen Tradition?, S. 70 – 90) - Damit ist ja wohl klar, dass die Systemtheorie untauglich ist, Probleme der Sozialarbeit zu lösen, anders, als Kleve meint, der sie als Problemlösungsmittel vorstellt. Wie sollte das Problemlösen denn auch funktionieren mit den systemtheoretischen „Grundannahmen“?

Einstellung: „*Always look on the bright side of life*“ (Monty Python). Das sichert dem System der postmodernen Sozialen Arbeit seinen Bestand, egal, wie der zur Zeit wirklich aussieht, und verschafft dem Optimisten die Hoffnung, dass sehr viele genaue aufgeklärte Mitbeobachter diese gute Ordnung der Dinge genauso sehen. Alles ist eine Sache des positiven Kommunizierens, weshalb der von Kleve verehrte Luhmann seinem Buch „Ökologische Kommunikation“ eine Behauptung Michel de Montaignes (1533 - 1592) als Wahlspruch vorangestellt hat:

„*Nostre parler a ses foiblesses et ses defauts, comme tout le reste. La plus part des occasions des troubles du monde sont Grammairiennes.*“²⁷

Die Übersetzung von Johann Daniel Tietz (1729 – 1796) lautet:

„*Unsere Sprache hat ihre Schwachheiten und Fehler, wie alles übrige. Die meisten Gelegenheiten zu den Unruhen in der Welt, laufen auf die Sprachkunst hinaus.*“²⁸

Und die hat ihre Mängel, was nur zu leicht zu Streit und Aufruhr führt. Wer dagegen die Kniffe der Redekunst beherrscht und damit erfolgreich über Dinge spricht, von denen er keine Ahnung hat, weil es diese für ihn möglicherweise gar nicht gibt, wird es als guter Anwalt und Ausleger von Gesetzestexten allen Parteien recht machen können. Klappt das einmal nicht, dann wurde nicht ordentlich kommuniziert und nicht etwa schlecht argumentiert, denn argumentieren funktioniert nicht mehr ohne Sachbezug und Urteil, jenseits von Wahrheit und Falschheit und mit einem blinden Fleck, der in der Bielefelder Kommunikationswissenschaft für die Abwesenheit ihrer Geistesgegenwart verantwortlich ist.- Montaigne, übrigens gelernter Jurist wie vierhundert Jahre später Luhmann, war 39 Jahre alt, als in der Bartholomäusnacht, der Pariser Bluthochzeit 1572, die protestantischen Hugenotten niedergemetzelt wurden. Und das sollte die Folge eines ungelösten Sprachproblems, strittiger Gesetzesauslegung und mangelhafter Rhetorik gewesen sein? Hatten Katholiken und Protestanten nur unordentlich miteinander kommuniziert? Für Leute, die die Wirklichkeit und das Wissen, das es über sie gibt, bestreiten und die am Ende auch noch ihren eigenen Zweifel zirkulär bezweifeln, bleibt als „Begründung“ für solche Gräueltaten nichts anderes übrig, als auf vermeintliche Sprachschwierigkeiten hinzuweisen²⁹. –

Wenn Montaigne noch schrieb:

„*Des Menschen Pest ist die Einbildung, daß er etwas wisse*“³⁰,

dann hat sich Luhmann, für Kleve einer der „*Riesen des Konstruktivismus*“ von dieser gefährlichen Krankheit längst endgültig befreit und wälzt sein Problem,

„*wie die Gesellschaft sich*“ (...) „*mit der breitenwirksamen Kommunikation von Nichtwissen arrangiert.*“³¹

Man muss zugeben: Hinsichtlich dieses Arrangements hat es die sogenannte

²⁷ Niklas Luhmann, Ökologische Kommunikation, 3. Aufl., Opladen 1990 (Westdeutscher Verlag), Vorsatzblatt

²⁸ Michel de Montaigne, Essays II, Zürich 1996 (Diogenes Verlag), detebe-Klassiker 22880, S. 213 (II. Buch, XII. Hauptstück, Schutzschrift für Raimond von Sebonde).

²⁹ Bei Lyotard resultieren Sprachschwierigkeiten aus einander wechselseitig ausschließenden Diskursen. Diese falsche Theorie anwendend könnte man sagen: Heinrich IV. war Paris der Wechsel vom protestantischen in den katholischen Diskurs wert.

³⁰ Montaigne, Essays II, a.a. O., S. 113.– Ernst von Glasersfeld stellt diesen Ausspruch in der französischen Sprache des Originaltextes : „*La peste de l'homme c'est l'opinion de savoir*“ seinem Text Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität voran. In: Einführung in den Konstruktivismus, 3. Aufl. München 1997, Serie Piper, S. 9

³¹ Niklas Luhmann, Beobachtungen der Moderne, Wiesbaden 2006, 2. Aufl. (VS Verlag für Sozialwissenschaften), S. 178 (Ökologie des Nichtwissens)

Wissensgesellschaft schon sehr weit gebracht. Und es sollte klargeworden sein, was die systemtheoretisch-konstruktivistischen Meta-Erzähler, die nicht lehren, sondern wenig unterhaltsam erzählen, mit Bibliotheken ihrer Schriften auf dem Wissenschaftsmarkt dem (hoffentlich noch) lesenden Publikum anbieten: kein Wissen. Aber sie verkaufen ihre gegenstandslose, affirmative, reine Methodenlehre, die ihre Gegenstände durch innere Selbstversenkung autopoietisch konstruierend erfindet, als empirische Erkenntnis einer Empirie, die für sie ebenfalls nur ihre eigene Selbstkonstruktion ist. Dies ist der Widerspruch eines von ihnen selbst produktiv gemachten inhaltsleeren Zirkels.-

Kommunikationswissenschaftler Luhmann weiß also, warum er sich auf *Montaigne* bezieht. Von Klassikern hält er nicht viel, von *Marx* gar nicht erst zu reden. Aber er weiß, dass er als Paradoxist und Differenzdenker in der Tradition des über *Montaigne* vermittelten alten, pyrrhonischen Skeptizismus steht. Der adelige französische Gutsbesitzer, dessen Verhältnis zu den Pyrrhoniern zwiespältig ist, wie es sich für einen Skeptiker gehört, schreibt über diese zustimmend:

„Es giebt, sprechen sie, sowohl etwas wahres, als etwas falsches, und wir können dasselbe suchen, aber nicht nach dem Probieersteine bestimmen. Wir thun besser, wenn wir der Ordnung der Welt ohne Prüfung“ (!) „folgen. Eine von Vorurtheilen freye Seele hat einen gewaltigen Vorsprung zur Gemüthsruhe zu gelangen. Hingegen Leute, die ihre Richter richten und tadeln, unterwerfen sich ihnen niemals pflichtmäßig.“

Wer die Gegenstände und ihre bestimmbare Identität einerseits und das mit sich selbst übereinstimmende Denken andererseits nicht voraussetzen will, kann keine Urteile mehr fällen. Für ihn sind alle Urteile angemessene Vorurteile, die man seinen Richtern nicht entgegenzuhalten und von denen man sich freizumachen hat, um leichter Unerschütterlichkeit zu erreichen. Eine Seelenruhe, die Luhmann immer anstrebte und scharfe Polemiken mit „Getöse“ und „Plärren“ abtat. Außerdem werden Urteile angeblich zu Vorurteilen, weil es kein allgemeines Wahrheitskriterium, keinen „Probiestein“ für sie gibt. Denn dieses Kriterium müsste auf alle Urteile unabhängig von ihrem verschiedenen, bestimmten Inhalt anwendbar sein. Es sollte aber der jeweils spezifische Inhalt der unterschiedlichen Urteile hinsichtlich ihrer Wahrheit geprüft werden, wofür das von jedem Inhalt getrennte, rein formale Kriterium nicht taugt.- Eine Theorie, die sich aller Urteile enthält, weil sie zumindest unter dem Generalverdacht stehen, Vorurteile zu sein, ist angesichts des sozialen Elends ein sanftes Ruhekissen. Und besser kann man den gutgläubigen Untertanengeist nicht predigen, wenn es weiter heißt:

„Wieviel gelehriger und gehorsamer bezeigen sich nicht einfältige und mit keinem Vorwitz eingenommene Gemüther gegen die Religions- und Staatsgesetze, als die muntern Gemüther, die sowohl göttliche als menschliche Dinge meistern wollen?“

Der Übersetzer *Tietz* schreibt hier an den Rand:

*„Was für Gemüther am geschicktesten sind, sich der Religion und den bürgerlichen Gesetzen zu unterwerfen“.*³²⁻

Der Soziologe Luhmann, der für Vernunft und Verstand nur tiefe Verachtung übrig hat, hat im Skeptiker *Montaigne* einen Wahlverwandten „im Geiste“³³ gefunden, der mit seiner *Schutzschrift für Raimond von Sebonde* eine wunderschöne Paradoxie hervorgebracht hat:

³² Montaigne, Essais II, a. a. O., S. 157 f.

³³ Wir setzen hier Anführungszeichen, weil Luhmann mit Vernunft und Verstand selbstverständlich auch den Geist verabschiedet hat.

Sebonde hatte, an *Thomas von Aquin* anknüpfend, in seinem Buch *Theologia naturalis* versucht, die katholischen Glaubensartikel der Vernunft gemäß gegen Atheisten zu begründen. Dieser Gebrauch der Vernunft war - erstens - mit dem Glauben als Waffe angegriffen worden. Statt sie und ihren Gebrauch nun zu verteidigen, greift *Montaigne* sie ebenfalls an, weil die in *Sebondes* Schrift für den christlichen Glauben vorgetragenen, angeblich vernünftigen Beweisgründe - zweitens - von Gottesleugnern mit derselben Vernunft attackiert worden waren. Deshalb will der Verfasser der *Essays* den Glauben schützen, indem er den Atheisten „die elenden Waffen ihrer Vernunft aus den Händen reiss(t)“. Er tut alles, um den Verstand und die Vernunft „der Schwäche zu überführen“, nicht nur, was deren Einsatz für christliche Glaubenslehren, sondern auch und gerade in den Wissenschaften betrifft und bezieht sich auf Platons *Timaios*, wenn er notiert:

„Die Götter, sagt Plato, besitzen völligen Verstand, die Menschen aber gar keinen, oder sehr wenig.“ *Montaigne* ist davon überzeugt, „daß der Mensch, der sich etwas auf sein Wissen einbildet, noch nicht einmal weiß, was Wissen ist; und daß der Mensch, der nichts ist, sich selbst betrüget und sich selbst verführet, wenn er sich etwas zu seyn einbildet“. ³⁴

Diese behauptete Nichtigkeit von Vernunft und Verstand und beider Träger, des Subjekts, dürfte auf *Luhmann* einen starken Eindruck gemacht haben. Was sind Menschen nach dieser skeptischen Lehre wert? Weniger als ein plattgetretener Wurm oder mindestens so wenig wie unter der Einwirkung einer unbemannten Drohne zerplatzende Frauen und Kinder. Aber man kann sicher sein, dass sich unsere postmoderne Moderne ganz uneitel in wissenschaftlicher und auch sonstiger Hinsicht selber wesentlich mehr Wert zuschreibt. Dabei gehört sie selbst mit ihrer Wissenschaftstheorie in den Bereich des Mythos, in den sie absurderweise Vernunft, Verstand und Wahrheit verbannt hat. Was ihre Wissenschaftstheorie uns erzählt sind nicht Dichtungen von Göttern und Ereignissen aus grauer Vorzeit, sondern systemtheoretisch-konstruktivistische Begriffsdichtungen, deren Begriffe introvers und pervers jeweils ihr strukturelles Gegenteil: Nichtbegriffe behaupten. Die auf Objektivität beharrende Wissenschaft wird von *Kleve* zum Mythos und der Mythos zur Wissenschaft verdreht, wenn er „wesentliche Aussagen des Zen-Buddhismus“ (wie bereits zitiert:) „eminent konstruktivistisch“ versteht. Der Mangel des gesunden Menschenverstandes besteht für *Kleve* darin, dass der Verstand zu dem, was er durch Analyse herausgefunden hat, „die nötige Distanz“ vermissen lässt, indem er sich anmaßt, die Objektivität seiner Ergebnisse zu behaupten, statt sich, was die Objektivität angeht, eines Urteils zu enthalten, wie es sich für einen ordentlichen Skeptiker gehört. Weil der forschende Mensch sich gelegentlich auch mal irrt, sind für *Kleve* alle Urteile der Wissenschaft ohne deren Prüfung nur zu bezweifelnde Vorurteile. Wäre der Sozialarbeitswissenschaftler konsequent, dann müßte er diese seine Meinung auch als zu bezweifelndes Vorurteil abstempeln:

„Vor allen Dingen weil der semantische Code bzw. die Kommunikationsform, auf deren Basis Wissenschaft prozessiert, der Mythos der Wahrheit ist, gelangen wissenschaftliche Begriffe in den Status, allgemeingültig und objektiv Dinge in der realen Welt zu bezeichnen. Die Wissenschaft gibt vor, die Tatsachen und Funktionsprinzipien der Natur, des Sozialen oder des Psychischen entdeckt zu haben. Vielleicht fiel es deshalb dem gesunden Menschenverstand (der selbstverständlich auch nur ein Mythos ist) allzu oft so schwer, die nötige Distanz zu den Theorien und Modellen einzuhalten.“ ³⁵

³⁴ Ebd., S. 24 ff.

³⁵ S. 85

Anstatt den „*Mythos der Wahrheit*“ als „*semantischen Code*“ für die Wissenschaft zu benutzen, sollten Wissenschaftler sich besser dem Grundwert der strukturellen Paradoxie, der „*Orthodoxie unserer Zeit*“ zuwenden, „*aus den Dogmen der zweiwertigen Logik*“ ausbrechen und es damit „*konstruktivistisch orientierte(n) Sozialarbeiter(n) und Supervisoren*“, den „*postmodernen Berater(n) schlechthin*“ gleichtun. Sie machten sich damit wie konstruktivistisch aufgeklärte Sozialarbeiter und Supervisoren

*„zu 'Anwälten der Ambivalenz' (...), für die sowohl die eine als auch die andere Wirklichkeitskonstruktion ihre eigene Berechtigung hat (...). Eine solche Herangehensweise sprengt die ontologische Denktradition des alteuropäischen Realismus, denn dessen Vertreter gehen implizit oder explizit davon aus, dass die Wirklichkeit nur so, wie sie meinen, dass sie sich ihnen objektiv offenbare, aber nicht anders sein kann.“*³⁶

Wenn Flugzeuge nicht wie Steine vom Himmel fallen, liegt das also nicht daran, dass Physiker und Ingenieure sich korrekte, wirkliche Erkenntnisse bei deren Bau zunutze machten, sondern daran, dass sie von einseitigen Offenbarungen erleuchtet wurden. Damit macht Kleve die Wissenschaft der Theologie ähnlich, zu einer Lehre von Offenbarungen. Aber das kennen wir ja schon von seiner behaupteten Nähe des Zen-Buddhismus zum Konstruktivismus her. Wenn alles, was z. B. Kleve schreibt, seine eigene, von der Außenwelt völlig abgetrennte Selbstbeschreibung ist, dann kann er zunächst mit Wittgensteins Traktatus sagen:

„ ' Die Welt und das Leben sind eins. Ich bin meine Welt.(...) Das Subjekt gehört (also) nicht zur Welt, sondern es ist eine Grenze der Welt'.“ Um zu behaupten: „*Somit kann sich die Welt quasi nur selbst erblicken*“. Dann zitiert er George Spencer Brown nach Watzlawicks Buch Die erfundene Wirklichkeit: „*Dazu George Spencer Brown: 'Um dies jedoch zu erreichen, muß sich die Welt zuerst selbst trennen, nämlich in einen Zustand, der sieht, und mindestens in einen anderen, der gesehen wird. In diesem zerschnittenen und verstümmelten Zustand ist das, was sie sieht, nur teilweise sie selbst. Wir dürfen annehmen, daß die Welt zweifellos sich selbst entspricht (das heißt, von sich selbst ununterscheidbar ist), daß sie aber bei jedem Versuch, sich selbst zu sehen, so verfahren muß, daß sie sich von sich selbst unterscheidet und daher sich selbst verfälscht. In diesem Zustand wird sie ihrem eigenen Erfassen stets selbst teilweise entgehen' „.*³⁷

Der Weg, den hier die konstruktivistisch-systemtheoretische Selbstreferenz einschlägt, ist, gelinde gesagt, schon sehr seltsam. Verfolgen wir also die Logik, die hier waltet: Wittgensteins Satz 5. 63 behauptet: „*Ich bin meine Welt.*“ Ein Subjekt (was für eines erklären wir gleich) spricht sich selbst ein Prädikat zu: „*meine Welt*“. Satz 5. 632 lautet: „*Das Subjekt gehört nicht zur Welt, sondern es ist eine Grenze der Welt.*“ Das heißt für Wittgenstein: Das Subjekt ist kein Prädikat, gehört nicht zum Prädizierten, zur Welt. Dort, wo die Welt aufhört, ist die Grenze, wo das Subjekt anfängt. Wir haben es hier also nach Wittgenstein mit einem jenseitigen Subjekt zu tun, das es gar nicht gibt, da es nicht zur Welt gehört. Die behauptete Verbindung von Subjekt und Prädikat ist also paradox ihre Trennung. Satz 5. 631 ist dann schlüssig: „*Das denkende, vorstellende, Subjekt gibt es nicht.*“ Und Luhmann wird es Wittgenstein im Brustton der Überzeugung nachsprechen, in guter, alter Humesscher Tradition. Wer das Subjekt, den Träger der Prädikate behauptet, treibt angeblich Metaphysik, in Wittgensteins Worten, Satz 5. 641:

³⁶ Vgl. S.128 f.

³⁷ S. 51 f.

„Das Ich tritt in die Philosophie dadurch ein, daß die 'Welt meine Welt ist'. Das philosophische Ich ist nicht der Mensch, nicht der menschliche Körper, oder die menschliche Seele, von der die Psychologie handelt, sondern das metaphysische Subjekt, die Grenze - nicht ein Teil der Welt.“³⁸

Aber wenn das Subjekt, von dem hier die Rede ist, die Grenze ist, die Welt und Nicht-Welt = metaphysische Welt, Subjekt trennt, dann ist diese Grenze - positiv gesagt - ein Widerspruch: Welt und zugleich Nicht-Welt oder sie ist - negativ gesagt - ein auszuschließendes Drittes: weder Welt noch Nicht-Welt. Das Hin-und-Her der *Luhmannschen*, von *Spencer Brown* beeinflussten Entparadoxierungsmethode, die den strukturellen Widerspruch nicht fortschafft, wenn sie ihn operativ scheinbar beseitigt, bedient sich des Wechsels dieser Positionen.³⁹

Ist nun laut *Wittgenstein* das Subjekt kein Teil der Welt, wer bezieht sich dann auf die Welt? Angeblich sie selbst. Für *Kleve* erblickt sie sich „*quasi nur selbst*“. Nach der Negation der Diesseitigkeit des Subjekts und damit der Grammatik und Logik, wo der Begriff des Subjekts eine wichtige Rolle spielt, macht *Kleve*, offenbar *Spencer Brown* folgend, die Welt zum sich selbst reflektierenden Subjekt. Abgesehen davon, dass die (immer noch konstruierend erfundene, mit dem Selbst identische) Welt kein Subjekt ist, können wir an dieser Stelle sehr gut den Fehlschluß erkennen, den *Spencer Brown* aus der Selbstreflexion zieht: Zunächst (siehe *Spencer Brown*-Zitat oben) setzt er völlig korrekt voraus, dass seine von ihm fehlerhaft zum Subjekt gemachte Welt mit sich selbst identisch ist. Der nächste Schritt zur Selbstreflexion ist ebenfalls nicht zu tadeln: Das „Subjekt“ Welt trennt sich von sich selbst, macht sich selbst zu seinem Objekt, auf das es sich bezieht. Indem es so verfährt, hat das „Subjekt“ Welt sich von sich selbst unterschieden und damit einen Widerspruch produziert, denn das aktive „Subjekt“ ist jetzt zugleich sein passives Objekt. Für *Spencer Brown* und alle, die ihm folgen, wie *Watzlawick*, *Luhmann* und *Kleve* hat das „Subjekt“ Welt wegen dieses Widerspruchs „*sich selbst verfälscht*.“ Und deshalb „*wird sie ihrem eigenen Erfassen stets selbst teilweise entgehen*“. Nicht nur teilweise, sondern ganz, denn eine verfälschte Identität ist keine mehr. Das „Subjekt“ Welt hat sich sich selbst entgegengesetzt und kann sich für die Abklärer der Aufklärung im Entgegengesetzten nicht als dasselbe erkennen. Auch wenn es nur einen Teil von sich erkannte, erkannte es sich nicht als dasselbe, denn der Teil ist kein ganzes „Subjekt“. Warum haben wir also von einem Fehlschluß gesprochen, den *Spencer Brown* hier gezogen hat? Der Widerspruch der Selbstreflexion ist doch nun mal vorhanden und der Schluß, dann ist das jeweilige Subjekt in sich widersprüchlich, scheint doch logisch zu sein. Es ist ein Fehlschluß wegen der absurden Folgen: Ein Subjekt, das seine Übereinstimmung mit sich selbst, seinem Gegensatz, die Gegenwart seines Geistes, nicht mehr erkennt und behauptet und den Inbegriff der Selbstreflexion: Ich gleichwohl mehrfach pro Tag in Rede und Schrift gebraucht, benutzt folglich ein verfälschtes Ich, wodurch alles, was dieses Subjekt spricht und schreibt, falsch wird. Denn das gespaltene Ich könnte über einen Gegenstand sowohl behaupten, dass er A, als auch dass er B sei, je nachdem, welcher Teil seines Ichs sich äußerte. Und bezeichnete es mit A, dann bliebe das Objekt dessen ungeachtet strukturell sowohl A als auch B. Gegenstände verlören somit ebenfalls ihre Identität, weshalb sich zudem nichts mehr begründen und sich kein bestimmter Zweck

³⁸ Vgl. für die zitierten Sätze Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt am Main 1973, edition suhrkamp 12, S. 90 - 92

³⁹ Näheres dazu siehe Siegfried Malzahn, *Theorien ohne Gegenstand*, in: Roland Haenselt (Hrsg.), Siegfried Malzahn, Werner Pfau, *Postmoderne Theorien – Gegenstandslose Ideologien*, Aachen 2013, Shaker Verlag

mehr setzen ließe.⁴⁰

All dies haben die Denker der postmodernen Moderne längst mit Bravour theoretisch erreicht. Wären ihre Theorien stichhaltig, dann betrieben sie Wissenschaft im Dauerkoma, weil permanent ohne Geistesgegenwart, fortwährend ohne aktuelles Bewußtsein ihrer selbst. Wenn jede zum Zeitpunkt der Gegenwart stattfindende Selbstreflexion bzw. -referenz oder -beobachtung einen blinden Fleck besitzt, dann ist sie keine und kann auch, auf die vergangene „Selbst“beobachtung bezogen, über den Re-entry kein Selbstbewusstsein werden, denn die vergangene „Selbst“beobachtung fand ebenfalls bewusstlos, nämlich mit blindem Fleck statt. Da schwindeln sich Systemtheoretiker selbst etwas in die Tasche, auch Kleve, wenn er über „*die Ausbildung von Selbstbewusstsein bzw. -reflexion*“ schreibt.⁴¹

Das vielfältig gespaltene Bewusstsein, schizophrene Ich, nennt der Sozialarbeitswissenschaftler paradox „*das nicht-trivialisierete Selbst*“ im Gegensatz zum trivialisierten Selbst. Dessen „Identität“ verdankt sich angeblich der „*Entstehung von konstanten Eigenwerten in Form von immer wiederkehrenden Verhaltensweisen.*“⁴² Diese kann man, so fügen wir hinzu, auch bei völlig durchgedrehten Leuten beobachten. Das fortgeschrittenere Selbst ist für Kleve selbstverständlich das „*nicht-trivialisierete*“, denn es passt so gut zur Paradoxie der Selbstreferenz, der „*Orthodoxie unserer Zeit*“ :

„*Das Individuum*“ (erscheint) „*nicht mehr als kohärente Einheit, sondern als ein Bündel von Personen*“ (...). „*Damit wird die Einheit der menschlichen Identität, für die in der (humanistischen) Psychologie der Begriff des 'Selbst' geprägt wurde, in mannigfache personale Identitäten zergliedert.*“⁴³

Dies gilt dann ebenfalls für das schreibende Individuum Kleve. Wenn er sich mit vielfältig gespaltenem Bewusstsein auf sich und sein Lehrbuch = seine Welt bezieht, dann auf ein „*Bündel von Personen*“, lauter „*mannigfache personale Identitäten*“, die an seinem Text mitgeschrieben haben, zumal es d e n Autor in unserer auf Originalität und Authentizität fixierten Zeit angeblich ohnehin nicht mehr gibt. Weiter heißt es über „*das nicht-trivialisierete Selbst*“:

„*Besonders in der postmodernen Moderne, wo es immer komplizierter wird, die Frage 'Wer bin ich?' zu beantworten, scheint sich die Zergliederung des Individuums in unterschiedliche Identitäten zu offenbaren.*“ (...) *Die psychische und soziale Konstitution eines Menschen, der mit den Ansprüchen einer immer komplexer werdenden gesellschaftlichen Wirklichkeit konfrontiert ist, kann nicht adäquat mit den traditionellen Konstrukten der Identität oder Integrität des Selbst beschrieben werden.*“⁴⁴

Unter solchen Auspizien wäre es interessant zu erfahren, ob Kleve überhaupt noch weiß,

⁴⁰ Nachdem der Konstruktivismus den Begriff des Wesens (der Natur, Substanz, Essenz) der Dinge auf den Müllhaufen der Philosophie-, Geistes- und Wissenschaftsgeschichte befördert hat, darin der nominalistisch-skeptischen Tradition folgend, macht er sich auf die Suche nach der verlorenen Verbindlichkeit seiner „Begriffe“, die für ihn nur viable Instrumente sind, um Hindernisse erfolgreich zu überwinden - jenseits jeder Objektivität. Einer seiner Anhänger wartet mit folgender These auf: „*Der Konstruktivismus benötigt eine Universalientheorie, um die verschiedenen Arten der Konstruktionen von Wirklichkeiten und die ihnen zuzuordnenden Verhaltensweisen erklären zu können.*“ (Peter M. Hejl, Konstruktivismus und Universalien - eine Verbindung contre nature?, in: Universalien und Konstruktivismus, Delfin 2000, hrsg. v. Peter M. Hejl, 1. Aufl. Frankfurt am Main 2001, stw 1504, S. 8) Diese These entbehrt angesichts der Paradoxie, die „*die Orthodoxie unserer Zeit*“ ist, nicht einer gewissen Komik.

⁴¹ Vgl. z. B. S. 55

⁴² S. 91

⁴³ S. 93

⁴⁴ S. 94

wer er ist, oder ob er bereits der postmodernen Fröhlichkeit zum Opfer gefallen ist. Nachdem er sich selbst erfunden, indem er seine hochkomplexe Welt konstruiert hat, ist er selber ebenso enorm vielfältig wie sein Universum, mithin nicht als ein eindeutiges Wesen identifizierbar. Es ergeht ihm nicht anders als einem bildungsbürgerlichen Fernseh-Philosophen, der sich bis zum heutigen Tage vergeblich fragt: „*Wer bin ich - und wenn ja wieviele?*“. Hinzu kommt:

*„Die Vielfältigkeit kommunikativer Diskurse beeinflusst zunehmend, wie sich die Realität für jeden Einzelnen repräsentiert.“*⁴⁵

Dem „*nicht-trivialisierten Selbst*“ genügt die Komplexität noch nicht, die entsteht, wenn jedermann sich als autistischer Solipsist seine eigene, ebenso mannigfache wie unverbindliche Welt zusammenkonstruiert. Die Milliarden von verschiedenen, miteinander unvereinbaren Weltbildern, so viele wie es Menschen gibt, werden zudem noch von einer Menge unterschiedlicher, kommunikativer Diskurse „*zunehmend beeinflusst*“. Sie binden die Selbstreferenz bzw. Autopoiesis „*an soziale Kontexte*.“ Der Wechsel in einen anderen kommunikativen Diskurs ist ein Wechsel in einen anderen sozialen Kontext. Selbst-*„Wahrnehmungen“* sind abhängig „*von den sozialen Beziehungskonstellationen, in denen wir uns gerade befinden*“. ⁴⁶ Die ändern sich, also ändert sich für Kleeve unsere Identität. Folglich sind wir nie dieselben. Selbstverständlich würde Kleeve den Vorwurf, autistischer Solipsist zu sein, weit von sich weisen mit dem Hinweis, dass der kommunikative Diskurs aus zwei Teilnehmern bestünde: dem psychischen System und dem Kommunikationssystem. Wobei dieser Diskurs beileibe kein innerer Monolog eines autistisch-solipsistischen Systems sei, sondern, wenn gelungen, ein „*strukturell gekoppelte(s)*“ Innen-Außen-Verhältnis darstelle. Es gibt für Kleeve, seinen systemtheoretisch-konstruktivistischen Säulenheiligen nachfolgend, also schön paradox zwei verschiedene Außenwelten: eine dem jeweiligen System immanente, frei von ihm konstruierte, nur ihm zugehörige, und eine andere, von ihm unerkannte, die sich jenseits des Systems befindet. Die erste benutzt er, um die verbindliche Objektivität, die zweite, um den autistischen Solipsismus zu bestreiten, wie es gerade paßt.-

Wenn jedermanns Welt seine freie, eigenverantwortliche Konstruktion innerhalb seines nach außen abgeschlossenen Systems ist, hat dies Konsequenzen für die Sozialarbeit von Helfern und Supervisoren mit ihren Klientensystemen. Deren freies und eigenverantwortliches Konstruieren, jenseits von Wahrheit und Falschheit, richtig und inkorrekt und Sein oder Nichtsein, ist auch dann noch zu tolerieren, wenn damit Problemfälle vorliegen. Denn

*„da es keine objektiven Definitionen geben kann“ (!)“die etwa als psychosoziale Diagnosen firmieren und das einem Problem innewohnende Wesen beschreiben, sind die kognitiven Modelle (Beschreibungen, Deutungen, Konstruktionen) der Beteiligten“ (Klienten, Sozialarbeiter, Supervisoren) „für die Hilfe ausschlaggebend.“*⁴⁷

Wie konstruiert man nun als Helfer oder Supervisor ein Problem? Da ist für Kleeve wieder einmal Luhmanns Beobachtungstheorie sehr hilfreich:

„Ob ein Sachverhalt“ (und dieser Sachverhalt ist selbstverständlich ebenfalls ein willkürliches Konstrukt) „als Problem bewertet und beschrieben wird oder nicht, hängt ab

⁴⁵ S. 95

⁴⁶ S. 96

⁴⁷ S. 109

vom Einsatz einer beobachtungsleitenden Differenz, der Differenz problemlos/Problem.“

Man hat also vor jeder Befassung mit einem erfundenen, frei konstruierten Gegenstand eine *beobachtungsleitende Differenz* einzusetzen, um herauszufinden, ob er ein Problem darstellt. Aber wenn wir z. B. *Kleves* Lehrbuch nehmen, dann hängt unsere Bewertung, - dass dieses Werk nicht nur Sozialarbeitern, sondern jedem, der noch eines klaren Gedankens fähig ist, ein ziemliches Problem aufgrund seiner Undurchsichtigkeit und methodologischen Wahrheitslosigkeit bereitet, - nicht von irgendeiner beobachtungsleitenden Differenz, sondern unserer Textlektüre ab. Deren negatives Ergebnis, soviel ist sicher, würde *Kleve* als unsere intolerante Art, sein Opus lesend zu dekonstruieren, als unsere Fehllektüre beiseiteschieben.- Weiter heißt es über die Differenz problemlos/Problem:

*„Der Wechsel von der problemlosen Seite der Differenz zum Problem setzt die Wahrnehmung eines Unterschieds im bisherigen Beobachtungsstrom“ (dem Strom der selbstreferentiellen, erfundenen Konstruktionen)“voraus. Erst wenn dieser Unterschied auch sozial wirksam wird, wenn er also kommuniziert wird und wenn weitere Kommunikationen sich auf ihn beziehen, entsteht das, was wir Problem nennen: die Beschreibung eines offensichtlich unerwünschten Zustandes, der in Richtung einer Lösung verändert werden soll.“*⁴⁸

Der Leser von *Kleves* Lehrbuch sollte sich nicht irre machen lassen: der „*Beobachtungsstrom*“ ist kein empirischer Gegenstand. Und auch die vielen Beispiele, die der Sozialarbeitswissenschaftler bringt, verschaffen seiner inhaltslosen, reinen Methodenlehre keine wirklichen Gegenstände. Kein Außenstehender kann den fiktiven Beobachtungsstrom eines geschlossenen psychischen Klientensystems oder eines geschlossenen psychischen Supervisorensystems wahrnehmen. Und was für einen Unterschied soll man in jenem Strom wahrnehmen können, bei gestrichener Identität? Wie will *Kleve* eines vom andern unterscheiden, wenn jedes es selbst und sein Gegenteil ist? Jedes Problem ist eins und ist keins, das ist die strukturelle Differenz. Und wenn eine Mehrheit von Systemen kommuniziert: es ist eins, dann ist es eins. So funktioniert gegenstandslose Wissenschaft: vorbildlich demokratisch.

Ein „*offensichtlich unerwünschter Zustand*“, vor allem, wenn er viel Geld kostet, - darum dreht es sich doch wohl bei der Armutsbewirtschaftung - muß weg, das ist klar und die Lösung. Aber wie kommt man dorthin? Auf uns hört man zwar nicht, aber wir schlagen trotzdem den einfachsten Weg zur Lösung vor: Man bringe den, aus welchen Gründen auch immer, aus der Konkurrenz gefallenen Versagern bei, ihrer Misere „*die hochmütige Allüre eines Über-den-Dingen-Stehens*“⁴⁹ hinzuzufügen, falls sie diese Haltung nicht schon einnehmen. Dabei fielen nur wenige Kosten an, und mit buddhistischen Lehren wäre dieser Weg sicher vereinbar. Allerdings würde dann so mancher Sozialarbeiter seinen Job verlieren und die Penner in den Hochglanz-Zentren der Metropolen vermehren sich stark: schon wieder ein unerwünschter Zustand. Alles hat eben konstruktivistisch-systemtheoretisch seine zwei Seiten. Oder mit einer Variante von Murphys Gesetzen gesagt: Du kannst nichts sauber machen, ohne etwas anderes schmutzig zu machen.-

Kleves Weg zur Problemlösung, mit dem er nicht ein einziges bestimmtes, wirkliches Problem löst, ist komplizierter. Das liegt nicht nur daran, dass das, was er für seinen

⁴⁸ S. 107

⁴⁹ Die Formulierung stammt, in anderem Zusammenhang benutzt, von Georg Lukács. Zitiert nach Marcel Reich-Ranicki, *Über Literaturkritik*, 2. Aufl., Stuttgart München 2002, S. 40

jeweiligen Gegenstand hält, keine Identität besitzt, sondern auch daran, dass einem nach außen abgeschlossenen Klientensystem von außen, also durch einen Sozialarbeiter, Lehrer, Ordinarius oder Supervisor, nichts beizubringen ist. Denn dies würde ja die eigenverantwortliche Freiheit des Klientensystems, sich seine eigene Welt so zusammenzukonstruieren, wie sie ihm gefällt, beschneiden. Hier machen sich die beiden verschiedenen Außenwelten bemerkbar: eine dem Klientensystem immanente, von ihm frei erfundene, nennen wir sie Außenwelt I und eine nicht von ihm konstruierte andere, nennen wir sie Außenwelt II. Wollte nun jemand einem Klienten oder auch Schüler, Studenten, oder anderweitig Untergebenen bzw. Schutzbefohlenen oder Abhängigen sein Wissen weitergeben, wäre dies für Klevé ein „*instruktives Intervenieren*“ und verletzte die konstruktivistische Ethik:

„Der Unmöglichkeit instruktiven Intervenierens wird hier also dadurch entsprochen, dass ausdrücklich allein das Klientensystem spezifiziert, welche ihm bereits bekannten problemlösenden Handlungen es erproben möchte. Es würde der konstruktivistischen Ethik widersprechen und auch erfolglos bleiben, wenn versucht würde, den Klienten von außen eine Lösung aufzuzwingen.“⁵⁰

Mit anderen Worten

„determiniert allein die Struktur der (autopoietischen) Klientensysteme, in welcher Art und Weise die Interventionen“ (der Sozialarbeiter, Supervisoren) „wirken. Deshalb können die 'strategischen Aktionen' der Sozialarbeiter“ (...) „niemals 'Ursache für beabsichtigte Wirkungen' sein.“⁵¹

Ihrem Anspruch nach ist die systemtheoretisch-konstruktivistische Wissenschaftstheorie nicht nur für die Sozialarbeit gültig, sondern für alle Bereiche der Wissenschaft. Bleiben wir aber bei der Sozialarbeitswissenschaft. Wen will z. B. Klevé konstruktivistisch mit seinen Vorlesungen und veröffentlichten Texten „aufklären“, wenn solches Tun unmöglich „*instruktives Intervenieren*“ sein könne, weil dieses der „*konstruktivistischen Ethik*“ angeblich widerspräche und den Studenten von außen eine Lösung, die konstruktivistische, für ihre (Erkenntnis-) Probleme aufzwingen würde? Wenn „*die strategischen Aktionen*“ von Klevés Lehrveranstaltungen, die der Ausbreitung des systemtheoretischen Konstruktivismus in der Sozialarbeit dienen, „*niemals Ursache für beabsichtigte Wirkungen*“ sein könnten? Und wie widersprechen, wenn nichts mehr mit sich selbst identisch ist? Setzt Klevé statt „*instruktiven Intervenierens*“ bei den Studenten in seinen Seminaren vielleicht seine verstörend wirken, Irritationen auslösen sollende Fragetechnik ein, bis die Hochschüler von sich (Außenwelt I) aus, ohne Instruktionen von außen (Außenwelt II), also z. B. ohne Zurkenntnisnahme von Klevés Lehrbuch, mit ihren systemimmanenten, eigenen Konstruktionen die zentralen Behauptungen seines Lehrbuches widergegeben haben? Fragen über Fragen.-

Seine „*konstruktivistische Ethik*“ müsste der Sozialarbeitswissenschaftler spätestens dann vergessen, wenn eines seiner Klientensysteme ihn mit einer Prüfungsarbeit irritierte, die das konstruktivistisch-systemtheoretische Erkenntnisproblem fundamentalkritisch auflöste, was so gut wie nicht vorkommen dürfte. Dann hätte nämlich „*allein die Struktur*“ dieses Klientensystems „*determiniert*“ (...) „*in welcher Art und Weise die Interventionen*“ (Klevés) „*wirken*“ können. Und wir sind sicher, dass solche Kritik sich wegen ihrer Intoleranz und

⁵⁰ S. 117 f.

⁵¹ S. 116

des gezeigten Unverständnisses gegenüber *Kleves* Thesen ein ganz intolerantes, fettes **nicht ausreichend** vom Konstruktivisten einhandeln würde. Die Inklusion ins orthodox systemtheoretisch- konstruktivistische Glaubensbekenntnis wäre damit für immer ausgeschlossen. Und das wäre auch gut so.-

Damit kommen wir zur Frage der Machtausübung. Jenseits von Wahrheit und Falschheit können intervenierende, verstörende Helfer oder Supervisoren „*aber nicht wissen*“ (...), *was 'objektiv' das Beste für*“ (ihre) „*Klienten ist*“. Dieses „*Beste*“ wird folglich, wenn überhaupt, willkürlich als eine von möglichst vielen Möglichkeiten definiert. Damit das gutgeht, erinnert *Kleve* mit einem Pauluswort an drei alte Tugenden: „*Glaube, Hoffnung und Liebe.*“⁵² Nach dem Buddhismus spielt nun auch die christliche Lehre in *Kleves* wahrheitsloser Metatheorie eine Rolle. Hilft auch dies nicht dabei, ein System so zu verstören, dass es von sich aus das Unerwünschte, was das auch sein mag, zum Positiven verändert, ist Machtausübung für den so vorbildlich toleranten Sozialarbeits-Vordenker gefragt, um diese Veränderung zu erreichen. Denn was Supervisoren dürfen: sich selbst per Selbstevaluation kontrollieren, ziemt sich für die ihnen untergeordneten Klienten noch lange nicht, wo kämen wir denn da hin? Sozialarbeit ohne Kontrolle der freien Selbstkonstruktionen der Klientensysteme durch machtausübende Sozialarbeiter bzw. Supervisoren: undenkbar, aber mit Kontrolle paradox und damit konstruktivistisch-prinzipientreu. Um es noch einmal klarzumachen: Diese Kontrolle verstößt gegen ein systemtheoretisch-konstruktivistisches Dogma, wenn sie ihrem Prinzip Widerspruch (Paradoxie, Differenz, Selbstreferenz) folgt. Das Dogma lautet:

„*Der Logik der Selbstreferenz zufolge*“ (er macht vom Kausalnexus Gebrauch, von dem er doch nichts mehr wissen will) „*kann jedes personale oder soziale System nur allein*“ (!) „*wissen, was für es am brauchbarsten ist.*“⁵³

Wenn dieses Dogma gültig ist, dann kann ein Sozialarbeiter oder Supervisor überhaupt nicht wissen, was für ein ihm untergeordnetes Klientensystem „*am brauchbarsten ist.*“ Maßt er sich dieses Wissen gleichwohl an und setzt es gegen den Klienten durch, verstößt er gegen das konstruktivistische Dogma, folgt aber dem konstruktivistischen Prinzip Widerspruch. Dieser Widersinn ist *Kleve* nicht entgangen, aber er entscheidet sich nicht für dessen eine oder andere Seite, sondern versucht, sich mit einem „argumentierenden“ Eiertanz zwischen diesen beiden Seiten hindurchzumogeln. Zunächst aber gibt er ein Beispiel, um die Notwendigkeit von Zwangsmaßnahmen zu illustrieren:

„*Wenn es in helfenden Beziehungen um Kontrolle geht, dann spielt freilich auch der Machtaspekt eine Rolle. Die soziale Arbeit hilft dann nicht nur, sondern fordert ein bestimmtes Verhalten von Klienten (etwa hinsichtlich der Betreuung und Erziehung ihrer Kinder) und droht Sanktionen an (etwa das Einschalten des Familiengerichtes), die dann eintreten, wenn dieses Verhalten nicht gezeigt wird. Diese Sanktionen können möglicherweise sogar die Autopoiesis eines Systems in Frage stellen, etwa des Systems Familie, wenn beispielsweise befürchtet wird, dass ein vom Jugendamt angerufenenes Familiengericht die Fremdunterbringung von Kindern anordnet.*“⁵⁴

Es geht jetzt also darum, die von höherer Stelle angedrohten Zwangsmaßnahmen gegen das System Familie mit dessen konstruktivistischem Privileg, „*nur allein*“ (zu) „*wissen, was für es am brauchbarsten ist*“, zu vereinbaren. Da dieser Widerspruch nicht aufzulösen ist,

⁵² S. 99. Das Pauluswort steht im 1. Brief an die Korinther, 13, 13

⁵³ S. 139

⁵⁴ S. 104

versucht Kleve einerseits die behauptete Autonomie des Systems Familie hinsichtlich des Wissens, was gut für sie ist und andererseits den angedrohten höheren Zwang nebeneinander stehenzulassen, wobei der Zwang gar keiner sein soll, nur so aussehe und gar nicht zwingend, gar keine Fremdsteuerung sei, eine Entparadoxierung nach Kleves Manier:

„Und manchmal sieht es für einen Beobachter in einem solchen Kontext tatsächlich so aus, als ob“ (!) „die Kommunikationen des Hilfesystems zielgerichtet und determinierend auf ein Klientensystem einwirken, nämlich dann, wenn das Klientensystem tatsächlich so reagiert, wie es vom Hilfesystem erwartet, gewissermaßen „befohlen“ wird“ (!), „z. B. indem nun die Kinder anders, d. h. angemessener betreut und erzogen werden. Fritz B. Simon“ (...)
„beschreibt sehr genau, wie ein solches Phänomen, das hinsichtlich autopoietischer, nicht-trivialer Systeme ja zunächst überraschend ist, verstanden werden kann: 'Hier zeigt sich in der Struktur und Dynamik autopoietischer Systeme ein merkwürdiger Widerspruch: Sie können zwar nicht gesteuert werden“ (?) „aber sie können zerstört werden“ (wenn sie sich nicht fremdsteuern lassen!). Manchmal verhalten sie sich so, als würden sie gesteuert“ (!), um zu verhindern, dass sie zerstört werden. Das ist die Grundlage von Machtbeziehungen.' In dieser Hinsicht ist Macht ein durchaus übliches und nicht selten eingesetztes Mittel von Kommunikation in sozialen Systemen.“⁵⁵

Wenn durch eine beliebige Macht Zerstörung angedroht wird, dann tut z. B. ein System Familie nicht nur so, als ob es von außen, von dieser Macht nämlich, gesteuert würde, man würde es merken, sondern es läßt sich fremdsteuern, von außen erfolgreich eine Lösung aufzwingen. Um das angeblich autonome, selbstreferentielle Konstruieren eines autopoietischen Systems, seine Freiheit und Eigenverantwortlichkeit vor den mit Gewalt verbundenen Mächten, die es gibt, zu retten, wird die Fremdsteuerung als Illusion abgetan und die jeweilige befehlende Macht verharmlosend als *„ein durchaus übliches und nicht selten eingesetztes Mittel von Kommunikation in sozialen Systemen“* bezeichnet. Was soll das für eine Freiheit sein, die nur sehr eingeschränkt ausgeübt werden darf, nämlich so, wie es den jeweils, bei Widerstand gewalttätigen, Mächtigen passt? Wenn nur noch deren *„Wirklichkeitskonstruktion ihre eigene Berechtigung hat“*? Das selbstreferentiell-autopoietische Freiheitsgefasel der Systeme hier, und der tatsächliche Machteinsatz dort, beides kann Kleve nicht miteinander vereinbaren. Die von ihm vorgestellte Harmonisierung ist keine, im Gegenteil: Sie gehört zur endgültigen Perversion des Freiheitsbegriffs in ihrer bürgerlich-systemtheoretisch-konstruktivistischen Gestalt, Signal eines unaufhaltsamen intellektuellen Niedergangs. Die Konstruktivisten bedienen sich, - um eine Formulierung Madame de Staels zu variieren - *„philosophischer Gründe, um das auseinanderzusetzen, was am wenigsten philosophisch ist: die Achtung vor der Macht“*.⁵⁶

Ziehen wir einen Schlußstrich: Kleves Lehrbuch löst keines der Probleme, die es im Bereich der Sozialarbeit gibt. Seine erkenntnistheoretisch-methodologischen Anweisungen, wie man als unerwünscht betrachtete Situationen in der Sozialarbeit meistern sollte, sind völlig überflüssig. Seine Metatheorie befaßt sich mit vielen möglichen, aber keinen wirklichen Gegenständen. Kleve weiß nicht, wo es lang geht, weiß nicht, was der Fall ist und hat keinen Zugang zur Realität. Deshalb können andere, die das von ihm propagierte Nichtwissen teilen, ihm folgen, ihm zuhören und seine Autorität akzeptieren. Denn

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Germaine de Stael, Über Deutschland, Stuttgart 1962 (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 1751-55), S. 351. Was wir von der berühmten Französin zitieren, behauptet sie von den Deutschen.

Erkenntnisse über wirkliche Gegenstände zu besitzen und dann über sie zu reden und sein erworbenes Wissen anderen mitzuteilen „*ist eine veraltete Mentalität, die in unserer Gesellschaft einfach nicht mehr adäquat ist.*“⁵⁷

Unser **Nachwort** haben wir einem literarischen Denkmal „*veralteter Mentalität*“ entnommen:

„Sokrates: *So höre denn, Gorgias (...) Zum Redner, sagst du doch, könntest du einen machen, wenn er bei dir lernen will?*

Gorgias: *Ja.*

Sokrates: *Und zwar über jegliches, so daß er die Menge überredet, nicht belehrend jedoch, sondern nur Glauben erregend.*

Gorgias: *Allerdings.*

Sokrates: *Denn du sagtest eben, daß auch in Sachen der Gesundheit der Redner mehr Glauben finden würde als der Arzt.*

Gorgias: *Das sagte ich auch; bei der Menge nämlich.*

Sokrates: *Und nicht wahr, dieses 'bei der Menge' heißt bei denen, die nicht wissen? Denn bei den Wissenden wird er doch nicht mehr Glauben finden als der Arzt?*

Gorgias: *Darin hast du recht.*

Sokrates: *Findet er nun mehr Glauben als der Arzt, so findet er mehr Glauben als der Wissende?*

Gorgias: *Allerdings.*

Sokrates: *Ohne ein Arzt zu sein, nicht wahr?*

Gorgias: *Ja.*

Sokrates: *Der Nichtarzt ist aber dessen unkundig, wessen der Arzt kundig ist?*

Gorgias: *Offenbar.*

Sokrates: *Der Nichtwissende also findet mehr als der Wissende Glauben unter den Nichtwissenden, wenn der Redner mehr Glauben findet als der Arzt. Folgt dies, oder etwas anderes?*

Gorgias: *Dies folgt hier freilich.*

Sokrates: *Verhält sich nun nicht auch gegen die andern Künste insgesamt der Redner ebenso und die Redekunst? Die Sachen selbst braucht sie nicht zu wissen, wie sie sich verhalten“ (!), „sondern sie muß nur einen Kunstgriff der Überredung ausgefunden haben, so daß sie das Ansehen bei den Nichtwissenden gewinnt, mehr zu wissen als die Wissenden.“⁵⁸*

Selbstverständlich konnte der Sophist *Gorgias* den Kunstgriff *Kleves*, der in der Anwendung der systemtheoretisch-konstruktivistischen Erkenntnistheorie auf die Sozialarbeit besteht, noch nicht kennen. Aber seine Theorie ist im Ergebnis so

⁵⁷ Niklas Luhmann, *Archimedes und wir. Interviews*, hrsg. von Baecker, D., Stanitzek, G., Berlin 1987 : Merve, S. 29; zitiert nach Heiko Kleve, *Konstruktivismus und Soziale Arbeit*, a. a. O., S. 140

⁵⁸ Platon, *Gorgias*, in: *Platon, Sämtliche Werke*, Bd. 1, übersetzt von Friedrich Schleiermacher, Reinbek 1963 (Rowohlts Klassiker), S. 212 f. (458 c - 459c)

gegenstandslos, wie die *Kleves*. Die nihilistischen Generalthesen des Sophisten müssten dem Sozialarbeitswissenschaftler gefallen:

*„Es existiert nichts; und wenn etwas existiert, so ist es für den Menschen unbegreiflich; wäre es aber auch begreiflich, so könnte man es doch einem andern nicht mitteilen oder erklären.“*⁵⁹

Man sieht, worin das Mehr-Wissen des Philosophen besteht und worauf sein Ansehen bei Leuten beruht, die seinen Obskurantismus für höhere Weisheit halten.

Abgeschlossen am 5.5.2014

⁵⁹ Die Vorsokratiker, Deutsch von Wilhelm Nestle, Stuttgart/Hamburg o. J., S. 186